

Alte Bräuche aus dem Lötschental

Autor(en): **Balmer, Emil**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Appenzeller Kalender**

Band (Jahr): **209 (1930)**

PDF erstellt am: **25.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-374843>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Das Dorf Rippel im Lötschental

(Phot. Gaberell, Thalwil.)

Alte Bräuche aus dem Lötschental.

Von Emil Balmer, Bern.

Seit dem Bau der Lötschbergbahn ist das Lötschental dem Verkehr erschlossen worden. Einsame Alpenwanderer und vereinzelt Hochtouristen waren früher die einzigen „Fremden“. Und da es natürlich auch keine Gasthäuser gab, so wurden sie jeweilen im Pfarrhaus oder beim Kaplan gastfreundlich aufgenommen. — Angesehen von der großen Welt lebte das Tal in seiner Romantik und wilden Schönheit dahin. Höchst selten wagte sich ein Lötscher heraus aus seinem engen Grund, und eine Reise mit dem Maulesel auf dem Saumpfad hinab nach Gampel, Siders oder Sitten bedeutete schon ein Ereignis. Wohl kam es zuweilen vor, daß Gruppen von Männern und Frauen mitten in der Nacht aufbrachen, auf die Alpen und über die Gletscher stiegen und bis nach Luzern und Einsiedeln wanderten. Eine solche fromme Wallfahrt ward den Teilnehmern zum höchsten und unauslöschlichen Erlebnis des Lebens. —

Nun ist es anders geworden. Die schönste Alpenbahn fährt sozusagen an ihrer Pforte vorbei und in wenigen Stunden ist sowohl die Landeshauptstadt als auch das Herz von Oberitalien, Mailand, erreicht. Eine breite Straße führt von der Station Goppenstein nach Rippel — aber trotzdem hat das Bergtal bis jetzt seine Eigenart und seine wundervollen Bräuche zu bewahren gewußt. Noch trägt jede Lötscherin ein gleiches Gewand, noch hirtet die Sennerin im Sommer auf den herrlichen Alpen — noch klappern im Winter in jedem Haus die Webstühle —

noch flieht jede Frau aus den feinen Getreidehalmen ihre Hüte selbst — und immer noch, wie seit Jahrhunderten, wallt das Volk im Frühling in feierlicher Prozession hinaus in die aufblühende Natur, die Frauen in ernstem Schwarz, die Männer in alten, farbigen Uniformen. Und wer dieses Fest gesehen hat wie ich — im Blau des frühsummerlichen Jöhntages, Lawinenschnee hart an dunkelgrünen, blumigen Wiesen, die schimmernden Firnen und gleißenden Gletscher, die im Bergwind flatternde Talfahne, das leise betende Volk — der vergißt das Bild des Segensontags in Lötschen nie mehr.

Fastnachtszeit.

Wir ziehen auf unsern Skiern durch die Lonza-
schlucht hinauf gen Lötschen. Stillter noch als im Sommer ist's jetzt im Tal. Warm und froh leuchtet das samtene Lärchenholz der Stafel und Hütten in all' dem Weiß. Meterhoch liegt die weiße Last auf den Dächern. Menschen stapfen durch tiefausgehöhlte Gäßlein hinauf zu den Hirtenstafeln — nur der hölzerne Milchtümel am Buckel und der Kopf sind sichtbar. Oben auf den Alpen winzig schwarze Pünktlein — es sind die Alphütten von Hocken und Lauchern. Die Nasenspitze bloß haben sie noch frei und strecken sie in die Luft, um zu atmen das herrliche Sonnenlicht! — Auf dem Platz in Ferden steht eine Schar Kinder im Kreise herum. Eines zählt:

„Anni — Pfanni — Topitee,
Davi — Divi — Domine,

Hack und Brot — Zimmernot,
Pfing — Pfang — Gloribus,
Schönster Engel — du bist duß!

Mit lautem Gekreisch stieben sie auseinander, wie aufgeschreckte Vögelin, flattern davon und verstecken sich in den schmalen, braunen Gäßlein und hinter aufgetürmtem Schnee.

Auf dem Brücklein beim Ferdenbach vor Kippel stehen zwei schreckliche, übergroße Ungetüme. Graufig grinsen uns die fürchterlichen Holzfräsen an: gelbweiße Kuhzähne im weiten Rachen, feurige Augen, Ziegen- und Schaffelle um Kopf und Brust, ein roter Lappen hängt zum wüßten verzerzten Maul heraus, um den Leib ein Ledergurt und daran eine Treichel! Sind's Menschen, Tiere oder Geister? Wie ich über die Brücke will, heben sie ihre mächtigen Knüttel und verstellen mir drohend den Weg. — Jetzt kommt's mir in den Sinn: Es sei dann gerade Fastnacht, wenn wir kommen, hat ja die Maria geschrieben. Also „Maschgeni“ sind es oder „Tschäggetä“, wie ihnen die Löttscher sagen. Bierzehn Tage lang treiben sie sich herum, erschrecken die Leute, brämen die Mädchen oder tanzen mit dem Jungvolch in den Gemeindegäusen. — „So, laßt mich jetzt durch!“ sage ich und nähere mich den Ungeheuern. — „Bin ich denn nicht ein Löttscher wie du, so schau doch nur mein Gewand!“ Und ich deute auf meine Kutte, die die Mollia in Kippel selbst aus Schafwolle gesponnen und gewoben hat. — Die Tschäggetä schütteln ihre mächtigen Häupter und heben die Knüttel zum Schlag. „Und als ich krank war auf den Tod,“ fahre ich weiter, „da hat eine Sennerin von Löttschen alle Tage für mich ein Vaterunser gebetet — laßt ihr mich jetzt durch, damit ich ihr danken kann?“ — Jetzt weichen sie zurück, senken die Stecken und wir ziehen singend weiter. — Kupferrot glüht es droben am Bietschhorn und hinten am Ahnengrat — das Tal selbst ist erstarrt in kaltblauer Dämmerung. Mächtig holen wir aus und fliegen durch die eisglatten Gäßchen von Kippel. Eine „Port“ geht auf, und die Mollia und der kleine Stephan empfangen uns. Die Mutter Johanna steht in der rußgeschwärzten Küche.

„Und Mutter Johanna, wie geht's?“

„Bu — hab' nichts zu rühmen — ist ein grimmiger Winter gewesen für mich!“

„Und die alte Theres — ist sie zweg?“

„O ja, der ist's wohl; die haben wir vor etlichen Wochen begraben.“

Immer mehr Leute kommen in die Stube. Burschen und Mädchen aus dem Dorf. Fürstlich werden wir bewirtet und immer wieder heißt es: „Aber jetzt nehmet auch!“ — Die Opportuna und die Maria spinnen — Löttscher- und Bernerlieder ertönen.

„Jetzt müßt ihr ein Rätsel lösen“, sagt die Opportuna zu mir.

„So sagt es denn!“

„Aber paßt gut auf!“

Ist ein Stecklein wohl beladen
Zehn gute Tschinggen muß es haben,
Sind die zehn Tschinggen alle recht
So schwindet bald der ghaaret Besh!“

„Das kann ich doch nicht erraten!“

„Titi, das glaub ich auch — und ist doch so leicht!“
Wie sie lachen und necken kann, die lustige Opportuna mit den herrlichen Zähnen und den braunen Böpfen! Nicht aufhören kann sie!

„Also, ich will es euch jetzt sagen — das ist doch der Kunkelstecken; das weiß denn aber ein jedes Kind in Löttschen — und die zehn Tschinggen sind die Finger — und der ghaaret Besh — puja, das ist die Wolle an der Kunkel!“

Osterzeit in Löttschen.

Noch strahlt Löttschen im weißen Winterkleid. Beim Finstertell durchqueren wir die riesigen und schmutzigen Trümmer der Ferdenlau, die dieses Jahr mit ungeheurer Wucht niedergegangen ist. Mächtig tropft es von den Dächern und das Schneewasser bildet im vereisten Boden tiefe Rinnen und große kreisrunde Löcher oder „Trieffern“, wie die Löttscher sagen. — Es ist Gründonnerstagnachmittag. Das Volk strömt in die weiße Kirche. Doch keine Glocken rufen heute die Gemeinde — sie sind ja in Rom bis am Samstag vor Ostern. Beim „Gloria“ in der Morgenmesse des Gründonnerstags hören sie plötzlich auf zu läuten. — Wir nähern uns dem schwarzbraunen Häuserhaufen von Kippel. Plötzlich fängt es im Kirchturm an zu rattern und tschädern. Wie das Lebkuchenrad auf dem Markt tönt es. „Was bedeutet denn dieser sonderbare Lärm?“, frage ich die Maria, die unter der Haustüre steht. — „Nun, das ist doch die Kärre — das ist ein großer Haspel oder Wirbel und der wird nun gedreht, bis die Glocken wieder läuten dürfen.“ Hart zerreißt das Geknatter die tiefe Abendstille. — Doch noch nicht genug. „Tagg — tagg, tagg, tagg, tagg“ tönt es in gleichmäßigem Rhythmus aus einem Gäßchen heraus. Und was kommt daher? Ein langer Zug von Knaben, ein jeder ein Holzbrettchen schützelnd, auf dem ein Schlägel angebracht ist. Die „Tägginu“ heißt man dieses Schlaginstrument, und das Schlagen der Tägginu soll das Beinigen des Heilandes durch die Juden darstellen. — In der Kirche aber wird ununterbrochen laut gebetet, Tag und Nacht, bis am Osterjamsstagnachmittag. Die Leute werden aufgelöst zum Stundengebet und Zeit und Dauer des Betens werden öffentlich angeschlagen. Keine Kerze brennt in der Kirche. Das Markkreuz ist verhüllt, das ewige Licht ist fort. Es brennt nun über dem heiligen Grab im Nebenraum. Und dorthin bringt nun das Volk sein Almosen oder Opfer, Geld oder Butter. Die Butter wird nachher versteigert und der Erlös zu einem guten Zweck verwendet. — Das hat mir alles die Maria erzählt am Abend, als wir bei ihr dorseten und während sie weiße Wolle spann. — „Der Weg auf die Alp ist schlecht und vereist, ihr könnt heute Nacht nicht mehr hinauf, bleibt hier!“, sagt die Mollia. So blieben wir denn in Kippel. — In der Nacht erwache ich. Sachte öffnet sich die Türe zur Nebenstube und leise trippelt die Muhme an uns vorbei — sie geht zum Stundengebet. Halb bin ich wieder eingeschlafen — da tönt's an mein Ohr: „Tagg — tagg — tagg, tagg, tagg!“ — Ich schleiche ans Fenster. Weiß und zauberhaft glänzt der Mond auf den hohen Schneekissen der Dächer. Durch die Gäßchen aber schwirren allerlei dunkle Gestalten — blei-

ben unter den Fenstern stehen, schlagen die Tägginu und eilen weiter. Lange, lange noch höre ich den Lärm, bald nah, bald fern: „Tagg — tagg — tagg, tagg, tagg...!“

Die Spende von Ferden.

Wir sausen durch den Salzsnee hinab von der Lauchernalp, wo wir in gleißender Sonne frohe Ostern gefeiert haben — kommen in den Grund zu den Menschen, den hochgewachsenen, wortkargen und doch so lieben Löttschern. In der niedern Stube der Aloisia wartet unser ein leckeres Mahl. Denn ohne Nidle und „Grummle“ (eine Art Rüchlein) läßt uns die Sennerin nie heimziehen. — Weg und Steg sind noch begraben im Schnee — eine tiefe, schmale Rinne nur schlängelt sich von Dorf zu Dorf bis hinab nach Goppenstein. Aber, was ist da nur los? Seht ihr denn nicht, wie es sich wie ein langer, schwarzer Faden hinaufwindet durch die Rinne — wie es wimmelt darin von Volk! Und wie seltsam glücklich leuchten alle die Löttscher-Augen und wie fein ist es, in die erhitzten Gesichtchen der Jungfrauen zu schauen, wo Perltröpfchen blitzen auf der Stirne und am Haarfranz! — Da kommt der Eligius mit seiner Familie, eins hinter dem andern — eine wackere Schar schöner Menschen. — „Guten Abend!“ — „Gueten Abe gebe Gott und glückliche Kreiz!“ — Immer und immer wieder grüßen wir Bekannte — ganz Kippel und Wiler scheint auf den Beinen zu sein. Was tragen nur die Frauen so sorgsam unter der weiten, seidnen Schürze? — Jetzt naht die Leokadia. Die frage ich aber sicher, was eigentlich los ist.

„Guten Abend, Leokadia — wo kommt ihr denn alle her?“ — „Puja, von Ferden, denk ich!“ — „Haben sie dort ein Fest?“ — „Jesses, jetzt kommt der schon zwölf Jahre nach Löttschen und weiß noch nicht einmal, daß heute Spendsonntag ist — gschämtschu nit! Da nehmt und tjet choren (versuchen)“ und jetzt nimmt sie unter der Schürze ein Paket hervor, öffnet es und wir müssen alle von der bröckelnden, weißen Masse versuchen. — „Gut ist's. Schabzieger oder so etwas, nicht?“ — „Puja, das meine ich, daß es gut ist, aber Schabzieger! Jesses nein: Käse ist's, Spendkäse von Ferden!“

„Leokadia, wir haben noch viel Zeit bis zur Abfahrt des Zuges — seht euch mit uns hier auf die sonnige Platte und erzählt uns von diesem Brauch!“

„Der Jofi ist krank und ich muß hirten heute abend — aber meinerwegen will ich's schnell sagen, so gut ich kann. Denn das ist doch zum Lachen: ihr tragt ein Löttscher-Gewand, seid bald völlig ein Thalmann und wißt nicht einmal noch, was es ist, mit der Spende von Ferden!“ — Und sie beginnt zu erzählen:

„Das ist denn keine neumödische Geschichte, die ich da sage — etliche hundert Jahre ist sie alt. Da geschah es zuweilen, daß die Kühe von den Ferdeneralpen, also von Kummern, Resti und Faldum, auf merkwürdige Weise plötzlich verschwanden. Hirten wollten eine Stimme hinter den Kühen gehört haben — ganz furchtbar habe die gerufen: „Loba, loba, loba, schwarzi bruni Chua — gang dem Muzlihare zua!“ — Ein unschuldiges Kind hat einmal gesehen, wie die Kühe von Faldum, von einem schwarzen



Löttschentalermädchen beim Strohflechten
(Phot. Gaberell, Thalwil.)

Hund getrieben, rechts vom Muzlihorn verschwanden. Nach drei Tagen kamen sie wieder zurück, aber ganz mager, krank und elend — sie hatten Weizenähren zwischen den Klauen — aber, was das schrecklichste war — sie gaben alle rote Milch — ja, das ist denn positiv wahr, rot wie Blut war die Milch! Was doch die armen Ferdener gelitten haben — und alles Beten und Sammern und Messerlesen war umsonst! Da sagte einmal ein alter, weißhaariger Mann: Ihr müßt den Mitmenschen eine Guttat erweisen, eine Spende ausrichten, dann wird Euch Gott vor dem Uebel bewahren. So kam denn die Ferdener Spende zustande.“

„Und wie machen sie denn diesen sonderbaren, schmackhaften Käse?“ unterbrach ich die Löttscherin.

„So seid doch einmal still und laßt mich fertig reden“ fährt die Leokadia scharf drein und erzählt weiter: „Also, vom 23. bis zum 25. Heumonats wird die Milch von allem Muzvieh auf den Ferdeneralpen zu Fettkäse verwendet. Da gibts denn in diesen Tagen kein trocken's Mahl (ein Löttschergericht, aus Butter, Zucker und Sahne) auf Faldum, daß ihr's nur wißt! Und damit der Milchertrag an diesen drei Tagen ein großer werde, sparen die Hirtinnen die besten Weidplätze für diese Zeit. Acht Tage später kommt der Käse nach Ferden. Dort wird er im Gemeindefeller zu einem Brei verstampft und eingesalzen. Nach einem Monat wird er nochmals gestampft. Die Spendherren haben vorher im Walde eine glatte Tanne geschält und die Rinde in Formen geschnitten;



Das Holztragen.

„Rümpfe“ fagen wir Lötcher diesen Formen. Nun wird der Brei in die Rümpfe eingeknetet und alles wird mit Baststreifen zugenäht. Die Nähte werden mit Kletten besetzt, damit die Mäuse nicht dazu kommen. In den folgenden Monaten werden die Rümpfe fleißig angezapft, damit alle Feuchtigkeit abfließe. So wird nun der Käse bis zu Ostern aufbewahrt. Am Ostersonntag lassen die Spendherren von Ferden durch den hochw. Herrn Prior auf der Kanzel alle Pfarrangehörige zur Spende in Ferden einladen. Die Rümpfe werden geöffnet, der Käse wird mit Schnüren zerschnitten, zuerst in große Laibe, dann in schöne Würfel. Am Ostermontag wird für die verstorbenen Wohltäter der Spende ein Gottesdienst gehalten. Gegen Mittag gehen die Leute von Rippel und Wiler nach Ferden, um die Spende zu holen —

„Dürfen die von Blatten nicht auch kommen?“

„Früher schon, als Blatten noch keine eigene Kirche hatte, aber jetzt nicht mehr — aber halt, Ihr bringt mich immer aus dem Geleise! Wo bin ich jetzt geblieben? Beim Ostermontag, glaub ich. Also, nur an Anwesende wird die Spende abgegeben. Man trägt daher ganz kleine Kinder auf den Armen herbei ins Gemeindehaus nach Ferden. Jeder bekommt ein schönes Stück, eine Portion Brot, und die Erwachsenen noch einen Becher Wein. Die Kinder bekommen dafür das doppelte Brot. Ja, und die Leute, die über sechzig Jahre zählen, die erhalten zwei Becher Wein — und dann guten Muskateller, daß Ihr's nur wißt! Alle danken den Spendern und wünschen den abgestorbenen Wohltätern die ewige Ruhe.“

„Und die Ferdener selbst, bekommen die nichts?“

„Aber sicher bekommen die auch — und zwar zuerst die Frauen, dann die Männer. Aber, jesses, alle erhalten genug, denn der Segen liegt auf dieser Gabe. — Zuletzt kommt noch die hochwürdige Geistlichkeit, und alle, alle werden satt. Und was das Schönste ist, seit der Spende bleibt das Vieh auf den Spendalpen gesund.“

„Wißt Ihr, wie lange die Spende schon besteht?“

„Das ist denn schon lange her — meine Mutter hat gesagt, so um das Jahr 1400 herum sei sie errichtet worden — aber, jesses Maria, jetzt muß ich heim, es schlägt schon halb sechs in Rippel — daß man sich nur so dumm verplappern kann!“ Husch ist die Leofadia von der Platte herunter und glätzt den weiten, schafswollenen Rock.

„Bravo Leofadia, das habt Ihr schön erzählt, und ich möchte, daß es noch viele mitgehört hätten. Haltet sie hoch in Ehren, die wundervollen alten Bräuche, die solche edle Tugenden zum Grundstein haben! Man trifft sie nicht mehr draußen, im weiten, flachen Land bei den vielen Menschen! — Und nun lebt wohl, am Segensonntag kommen wir wieder!“

„Seh bhiete Gott!“ sagt die Leofadia munter und streckt uns ihre braune, verwerkte Hand zum Abschied dar. —

Rasch ist die Sonne aus dem engen Tal entflohen. Kobaltene Schatten schleichen schnell an den Hängen empor. Das Bietschhorn aber glüht und sprüht wie eine Feuergarbe — und drunten in der Finstertelli gurgelt und singt die Lonza ihr altes Lied.

Das Holztragen.

„Morgen müßt Ihr dann früh aufstehen!“ sagt die Aloisia zu mir, „Morgen ist Holztragen.“ — „Und was ist das?“ — „Buja — also, der Stephan Penzen will eine Hütte bauen hier auf der Lauchernalp — das Holz dazu ist gerüstet drunten im Wilerwald und das tun sie dann morgen hinauftragen.“ — „Und muß ich da auch mithelfen?“ — „Aber sicher; das wird Euch einmal nichts schaden! Und überhaupt war die Kathri bei mir gestern und jammerte, ihr Mann, der Naz, könne nicht helfen tragen, er sei grimmig krank; da müßt Ihr denn für ihn einstehen! Die ganze Gemeinde Wiler hilft tragen; um zwei Uhr in der Nacht tun sie Tagwacht hören und um drei Uhr gehen sie im Tale fort.“ — Fröhlich versprach ich, an dem Gemeindevorwerk mitzuhelfen. —

Tiefblaue Morgendämmerung lag noch über Gletschern und Alpen, als ich hinabschritt nach dem Lärchenwald. Nur der feine Gipfel des Weißhorns fern über dem dunstigen Rhonetal glühte im Frührotschein. — Drunten aber am steilen, waldigen Hang krabbelte und wimmelte es gleich Ameisen hin und her, mit Hölzern beladen alle, wohl an die 120 Mann. Und wie beim Ameisenhaufen ein jedes Tierchen genau weiß, was es will und was es zu tun hat, so war auch hier, trotz dem dem scheinbar planlosen Durcheinanderschwirren, alles wohl geordnet. Die Leute werden zu Beginn des Werkes in verschiedene Gruppen oder „Schorten“ eingeteilt. Jede Abteilung hat ihren Schortenmann, aber auch er muß tragen, wie alle andern. Das Holz liegt an verschiedenen Stellen im Walde an Haufen oder sogenannten „Tischen“. — Ich melde mich sofort beim Schortenmann der untersten Holztiſche an. „Habt Ihr ein Rissen?“ fragt er mich. „Ohne Rissen könnt Ihr nicht tragen, da macht Ihr Euch bald kaputt!“ — Wie ich

umschaue, sehe ich, daß richtig alle dicke, epaulettenartige Riemen um die Schultern tragen. Der Fidelis springt herbei und bindet mir ein Riemen um. Jetzt ladet mir der Schortenmann einen Balken auf. Ich bin kaum zehn Schritte gegangen, da nimmt mir ein anderer das Holz ab, und so geht es stoffelweise, bis hinauf auf die Alp. An größern Balken tragen zwei Mann, an den ganz großen vier Mann. Fest haben sie die Arme ineinander verschränkt, langsam, aber in scharfem Rhythmus rücken sie vor. Und immer kommen andere, die sie ablösen. Der Isidor und der rote Naz nehmen nur die schwersten Stücke und doch jauchzen sie in einem fort unter dem Joch. Freudiger Glanz liegt auf allen Gesichtern!

Ich selbst bin überglücklich, an diesem herrlichen Fest der Arbeit mithelfen zu können. Was für eine prachtvolle Auslegung findet doch hier der Spruch: Einer trage des andern Last! Und eben dieses gemeinsame Tragen, dieses Zusammenspannen aller Kräfte macht die schwere Arbeit zur hellen Lust.

„Helst nur brav tragen“, ermuntert mich der Donatus, „bedenket wohl, das Lagel ist dann auch gut!“ — Das Lagel ist nämlich eine Rufe Wein von etwa 60 Liter. Und zwei solcher Lagel muß der Stephan der Gemeinde spenden für das Tragen. Und guter Wein muß es sein, versteht sich — das ist Ehrensache.

Die ersten Strahlen der Morgensonne brechen sich am Ostgrat des Bietschorns und fallen schräg in den Lärchenwald. Jetzt kommen die lustigen Sennerinnen von der Werzalp und bringen labenden Trunk. Herrlich schmeckt mir der lauwarme Kaffee, den mir die Opportuna im Holztitel darreicht. Und wie sie lacht, daß ich so schwitzen muß!

Schau dort das wunderbare Bild! Vier junge Sennerinnen tragen ein langes Firsholz — schwer liegt die Last auf ihren Schultern. Vier Burschen eilen herbei und wollen ablösen. Aber nein, die Mädchen wehren sich — sie wollen das Holz bis hinauf tragen und lachend schreiten sie weiter!

Die harzduftenden, blanken Trämel glänzen im Licht der Sonne. Schon um elf Uhr ist sämtliches Holz auf dem Bauplatz. Die Frauen und Kinder kommen vom Grund und bringen das Mittagsbrot,

Schinken und Chüechli. Die Moxia hat schon am Vorabend eine ganze Schürze voll Grummle gemacht. Jetzt muß sie in aller „Strenge“ Kaffee und Milch aufrichten. Befreundete Familien hocken auf der Alp zusammen. Die jungen Leute vertreiben sich die Zeit bis zum großen Trunk mit allerlei Spiel. Eine ganze Reihe von Sennerinnen steht hintereinander. Die Angelica ist zuvorderst, breitet schützend die Arme aus und sagt neckend zum Josi: „Schlauer Fuchs, komm heran, nimm meine Hühnlein wenn du kannst!“ Und der arme Josi läuft um sie herum, lange, lange und erwischt doch keins; denn blizschnell drehen sich die Mädchen hinter ihrer Hüterin. Plötzlich hat er die Anna beim Kittel erfaßt. Laut kreischend flüchtet die ganze Schar auseinander! —

Ein wohlbeladenes Saumrößlein kommt gemächlich vom Wald herauf. Endlich! Die Lagel sind angekommen! — Mit lautem Halloh wird das braunschwarze Tierlein empfangen. Masse Tücher werden um die Fäße geschlagen, damit der Wein schön frisch bleibe. Die Schortenmänner schenken ein. — Eine Stille kommt plötzlich über die Gemeinde. Die Geistlichkeit kommt und nimmt unten an einem improvisierten Tische Platz. Der Herr Prior erhebt sich und spricht laut zu seinen Leuten. Er preist das Zusammengehörigkeitsgefühl, das in diesem uralten Brauch so schön zum Ausdruck kommt, und wünscht dem Hüttenerbauer Glück und Segen. Ein donnerndes Hoch erschallt und tönt wieder in den Flügen. Gläser klingen zusammen. Der goldklare Muskateller löst vertrocknete Kehlen. Alte Lieder erklingen und über dem unvergesslichen farbigen Bild brennt die Sonne und gleißt Firne und Gletscher. Auf dem wunderbar gelegenen Bauplatz, wo bereits die Grundmauern der Hütte stehen, ist plötzlich ein Tanzboden entstanden. Einer spielt auf — es wiegen und drehen sich die Paare auf der hohen Warte — „Zuhuhuhui!“ —

Wie das Abendrot auf den Bergen erstickt, nimmt auch das schöne Fest ein Ende. Die Leute gehen hinab ins Tal — der Joseph und die Cäcilia gehen selbster Beglein zum Laucherkreuz. — Es wird stiller und stiller auf der Alp. — Die Wildwasser rauschen — und eine Sternennacht kommt, wunderbar und zaubervoll.

Bauernbegräbnis.

Hebt ihn auf und tragt ihn fort,
Schal sind Lieder, leer das Wort,
Nur den Sang der Brunnenröhren
Darf er unterm Sargtuch hören.

Tragt ihn fort und schreitet sacht;
Denn des Toten Seele wacht!
Wo die Ackerbreiten träumen,
Graue Träger, mögt ihr säumen.

Einmal noch mit welchem Mund
Grüßt der Pflüger Halm und Grund,
Einmal noch mit steifen Händen
Muß er seinen Segen spenden.

Was ihm blühte, was er litt,
Schnell verwischt sind Spur und Tritt;
Doch das Segenswort des Frommen
Hat die Erde aufgenommen.

Alfred Hugenberg.